



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unsre Freude nicht der ästhetischen Schicht unsrer Seele, sondern einer, die tiefer unten liegt. Aber das Hügelland und die Ebne empfangen ihre höchste Schönheit erst von der ordnenden Menschenhand. Was ist wohl schöner: ein wogendes Meer grüner Saaten, umsäumt von blühenden Obstgärten, aus denen weiße Häuschen hervortragen, oder der Sumpf, der ausgetrocknet werden mußte, ehe dieses Paradies geschaffen werden konnte? Ein Seeufer, das mit Willen und Gärten bedeckt ist, und dessen Paläste sich mit ihren Säulenhallen in den Wellen spiegeln, oder eine Schilf- und Rieszüste? Ein Wald struppiger Riefen, oder ein Park voll edelgeformter, feinlaubiger Bäume, deren mannichfaltiges Grün die schönsten Farbenspiele hervorbringt, mit saftiggrünen Rasenplätzen, eingestreuten Teppichbeeten und kleinen Teichen? Die Kette der mannichfachen Naturschönheiten hat zwei Pole: an dem einen Ende die Berg- und Eiszüste, am andern die Menschengestalt und das Menschenantlig. Dort das Erhabenste, hier das Lieblichste. Dort die reine Körperlichkeit, den höchsten Geist zwar verkündend, selbst aber völlig geist- und seelenlos und durch ihre Größe und Unbezwingbarkeit bei völliger Vernunft- und Fühllosigkeit den menschlichen Beschauer erdrückend, wenn er von andern Menschen abgeschnitten, allein darin umherirrt. (Weshalb auch das Erhebende dieses Erhabnen den Menschen erst zum Bewußtsein kommen konnte, nachdem die Gefahr durch Begebau und Verkehrswesen überwunden war.) Hier der lebendige Geist, der nur noch eines winzigen Klümpchens körperlichen Stoffs bedarf, sich zu äußern, eine Seele, in der der Beschauer sich selbst wiederfindet. Mitten inne zwischen diesen beiden liegt die Schönheit der von dem Menschen beherrschten und gestalteten Natur, das Stück Natur, dem der Menscheng Geist das Siegel aufgedrückt hat.

Was aber die Städte anlangt, so ist es zwar wieder richtig, daß Millionenstadt und Schönheit einander in gewissem Grade ausschließen, und daß die heute beliebte Bauweise unästhetisch ist, aber von den grünen Plätzen in ihrem Innern denke ich doch nicht so geringschätzig wie unser Naturfreund. Die Anlagen Leipzigs z. B. machen die Stadt nicht bloß „weniger häßlich,“ sondern stellenweise wirklich schön. Welche Wohlthat, nicht bloß für die Lungen, sondern auch für die Augen die Anlagen sind, mit denen sich heutzutage wohl jede Stadt und jedes Städtlein in Deutschland schmückt, das merkt man erst in manchen italienischen Städten, die zwar bei kurzem Verweilen durch architektonische Schönheit entzücken, bei längerem Aufenthalt aber dem Deutschen wie steinerne Gräber vorkommen müssen, weil sie des frischen Grüns im Innern fast gänzlich entbehren und auch vorm Thore nur kümmerliche Anlagen unterhalten, die mehr grau als grün aussehen.



Litteratur

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg. Stuttgart, G. F. Göschen, 1893

Die Philosophie — meint der Verfasser in der Einleitung — sei auf dem besten Wege gewesen, in dem einseitigen Streben nach der Lösung des erkenntnis-

theoretischen Problems eine neue Scholastik zu werden und ein Seitenstück zu dem mittelalterlichen Streit über die Universalien zu liefern. Jetzt habe sich endlich das Interesse von diesen Subtilitäten abgewendet; Fragen der Ethik und der Religion bewegten die Gemüter. „Die nächste Zukunft gehört sicherlich der sozialen Ethik; und im Zusammenhang damit haben auch religionsphilosophische Untersuchungen wieder auf lebhafteste Teilnahme zu rechnen. Die klägliche Hilflosigkeit, in welcher sich bei der Beratung über den Biedlitzschen Volksschulgesetzentwurf die preussische Regierung und der ganze preussische Landtag der Frage nach dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit gegenüber befand, gab hier unmittelbar aus der Praxis heraus einen mächtigen Antrieb.“ Zur Lösung dieser Fragen gehört aber vor allem Psychologie, und der für die genannten Gebiete wichtigste Faktor des Seelenlebens ist das Gefühl; deshalb hat sich Ziegler in der letzten Zeit seiner Erforschung zugewandt. In dem vorliegenden Buche behandelt er: das Bewußtsein, die körperlichen Gefühle, das Wesen des Gefühls, das Gefühlslieben im einzelnen, die Gefühlsäußerungen, das Verhältnis des Gefühls zum Willen und die Abnormitäten des Gefühlslieben. Die Darstellung ist im besten Sinne des Wortes populär, ansprechend und fesselnd, meidet es aber, z. B. bei den sittlichen Gefühlen, sich in allzu gefährliche Tiefen zu wagen. Dafür entschädigt sie durch Reichthum und weiten Umfang; wird doch auch „die Kultur als ein Ausdrucksmittel von Gefühlen aufgefaßt,“ der Gefühlsinhalt und Gefühlswert des Kulturlebens ergründet.

Am Schlusse wird die Bedeutung eines gereinigten Gefühlslieben für die brennenden Fragen der Gegenwart hervorgehoben. Es gelte, im Namen der humanen Gefühle den Kampf aufzunehmen gegen irgeleitete Gefühle aller Art: gegen den religiösen Fanatismus, gegen den Bildungsstolz, gegen den Chauvinismus, gegen das falsche Ehrgefühl, gegen die Verirrungen des Gefühls in der Kunst, gegen Überfeinerung auf der einen, gegen Roheit und Stumpfheit auf der andern Seite. Mit Goethe sagt Ziegler: „Gefühl ist alles“; er mag aber „den Sprung ins Metaphysische“ nicht wagen, sondern will sich „an einer Seelenlehre ohne Seele“ genügen lassen. Noch weniger mag er das Gefühl als Weltgrund fassen. Wer, wie er, mit dem Pantheismus Ernst mache, der dürfe nicht mehr versuchen, den Weltgrund zu vermenschlichen. „Wenn das Göttliche als Weltgrund, das All in seiner Einheit gedacht ist, so kann es noch weniger, als es ein zur unendlichen Persönlichkeit erweiterter Mensch ist, wie der Theismus will, nur die Potenz einer einzigen menschlichen Kraft sein, heiße diese nun Denken (Logos) oder Wollen oder Fühlen. Was ist es aber dann? Mit Montaigne kann ich darauf nur sagen und so in einer durch das viele Ungewisse und Problematische auch dieser vorliegenden psychologischen Untersuchung verstärkten skeptischen Stimmung mit seinen oft wiederholten Worten schließen: *Que sais-je?*“ Wird sich aber, fragen wir umerseits, auf Nichtwissen und Zweifel eine wetterfeste Sozialethik bauen lassen?

Aus meinem Leben. Von Alfred Ritter von Arneht. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1893

Alfred von Arneht, der Direktor des kaiserlich österreichischen Staatsarchivs in Wien, der verdiente Historiker, dessen „Prinz Eugen von Savoyen“ und „Geschichte der Maria Theresia“ zu den besten Werken über neuere österreichische Geschichte zählen, hat vor einigen Jahren eine Selbstbiographie als Handschrift für Verwandte und Freunde drucken lassen. Dieser bescheidne Verzicht auf eine größere Öffentlichkeit hat mannigfache Proteste hervorgerufen, und teilnehmende Leser des

ersten Abdrucks haben Arneth gedrängt, die interessanten und inhaltvollen Aufzeichnungen im Buchhandel erscheinen zu lassen. Mit zwei Bildnissen des Verfassers, einem aus seiner Jugendzeit, einem andern aus spätern Tagen geziert, liegen nun zwei stattliche Bände von 282 und 368 Seiten vor uns. Unverkennbar sind einzelne Teile des Buches zu breit geraten; was Arneth zu erzählen hat, würde sich in knapperem Rahmen oft weit eindrucksvoller darstellen. Aber es handelt sich unzweifelhaft um „das Leben eines Mannes, der in selbstloser Weise dasjenige zu verwirklichen sich bestrebte, was er nach seiner innigsten Überzeugung als recht ansah, als edel und als gut.“ Und viele seiner Mitteilungen sind von hohem Wert für die Kenntnis der Zustände und Stimmungen in Deutschösterreich. Der Historiker Alfred von Arneth ist bekannlich einer der beiden Söhne des Wiener Archäologen und Numismatikers Josef von Arneth und der schönen, hochgefeierten und charaktervollen Hofburgschauspielerin Antonie Adamberger, die vor ihrer Verheiratung mit Arneth die Braut Theodor Körners gewesen war. Die Familienverbindungen und Überlieferungen Alfred Arneths reichen also vielfach in das alte Wien des Kaisers Franz und in Tage zurück, wo Haydns Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“ noch Ausdruck eines wahrhaften und allgemeinen Empfindens war. Die ritterliche Loyalität des Geschichtschreibers hat den natürlichsten und besten Ursprung und hat ihn niemals gehindert, ein freimütiger und unabhängiger Mann zu sein. Freilich ist es das Leben eines Glückbegünstigten, das uns in dieser Selbstbiographie geschildert wird; dem Vorteil, von Guten abzustammen, im Guten aufzuwachsen, gefellte sich jeder Vorzug, den vielseitige Bildung, mäßiger aber sicherer Besitz und glückliche Anlagen dem Menschen geben können. Daß es auch diesem Leben, wie es Menschenlos ist, an Schatten und Leiden nicht gefehlt hat, erkennen wir namentlich aus dem zweiten Bande des Buches. Die Hauptsache bleibt, daß der deutschösterreichische Gelehrte die große Gunst des Schicksals, die ihm zu teil geworden ist, in Dankbarkeit empfunden hat, und daß er bestrebt gewesen ist, sie durch ernste Arbeit und warme Teilnahme an dem Geschick und der Lebensarbeit andrer weit zu machen. Daß im ganzen die Lebensläufe, die minder mühelos aufwärts führen und ein härteres Ringen und tiefere seelische Kämpfe spiegeln, auch einen stärkern und nachhaltignern Eindruck hinterlassen, nimmt dem tüchtigen Manne und dem guten, die mannichfaltigsten Ausblicke eröffnenden Buche nichts von ihrem Werte.

Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache nebst einer Einleitung über die keltgermanischen Sprachen und ihr Verhältnis zu allen andern Sprachen. Von Martin May. Leipzig, F. W. Biedermann, 1893

Mit diesem Buche hat die thätige junge Verlagsbuchhandlung keinen glücklichen Griff getan. Es ist eines von jenen pomphaft auftretenden dilettantischen Machwerken, die nicht alle zu werden scheinen — das letzte der Art war das famose etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von Faulmann.

Diese „Beiträge“ — auf gutes Papier schön gedruckt — sind eine Art von Antikloge, eine Polemik eines Ignoranten gegen die deutsche Sprachwissenschaft, hervorgegangen aus der Verblendung, womöglich alle Lehnwörter (die meint nämlich Herr May, wenn er von Fremdwörtern redet) als urgermanisches Sprachgut nachweisen zu können. Welcher Unsinn dabei herauskommt, mögen folgende Stichproben zeigen: Kaput ist nicht mit andern Spielausdrücken aus dem Französischen entlehnt, sondern gehört zu der altnordischen Wurzel kapp = „Kampf, Spiel, Einsatz,

Wette"! Schach*) stammt nicht von dem persischen schah, sondern von dem altnordischen ská, schrág! Laster ist, da die Endung =er „machen“ bedeutet (Donner und Doria!), soviel wie Lastermacher, Belastendes u. s. w. Das wenige Richtige in dem Buche ist fast wörtlich aus Kluges Wörterbuch abgeschrieben.

Es widersteht uns, noch von dem Unsinne zu reden, der auf den 130 Seiten Einleitung über die keltgermanischen (!) Sprachen und ihr Verhältnis zu allen (!) andern Sprachen in anmaßendem Tone als neue Weisheit vorgetragen wird. Wir legen das Buch aus der Hand mit dem Bedauern, daß die Namen von zwei Gelehrten, wie Cleasby und Vigfussen nicht davor sicher gewesen sind, ihm vorangestellt zu werden.

Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Scandinavien. Von Johannes Volke. Hamburg und Leipzig, L. Wolf, 1893

Unsre klassische Oper, die Oper Mozarts, ist aus der Vermählung zweier Kunstgattungen entsprossen, so verschieden, wie sie nur auf der Bühne gedacht werden können. Um 1600 drang gleichzeitig im Süden und im Norden die Musik auf das Theater: in Italien wollten humanistisch gebildete Kreise Italiens das Drama der Griechen wieder aufleben lassen, in England hatten gewandte Schauspieler den Einfall, volkstümliche Stücke in Strophen abzufassen und gesungen darzustellen. So gut wir nun, dank der Musikwissenschaft und der Literaturgeschichte (Dpiß hat das erste deutsche Operntextbuch geschrieben), über das Eindringen der neuen Kunst unterrichtet sind, so wenig haben wir bisher über die Ausbreitung und Wirkung der von England herüberkommenden Singspiele gewußt. Da erscheint die in dem siebenten Hefte der „Theatergeschichtlichen Forschungen“ gesammelte Bibliotheksbeute eines so eifrigen Jägers wie Volke als eine willkommene Hilfe. Der Verfasser giebt in dem Bändchen nicht nur eine Skizze von der Entstehung und dem Charakter dieser Singspiele und ein genaues Verzeichnis und eine Inhaltsangabe der zweimüddreißig Stücke, die er aufgetrieben hat, sondern teilt auch einige ganz mit, darunter ein paar in holländischer und deutscher oder englischer und deutscher Fassung neben einander. Auch die Musik fehlt nicht, und sie ist das beste daran: an Stelle der ursprünglichen Art, das ganze Stück liedmäßig Strophe für Strophe nach einer Melodie abzingen zu lassen, tritt bald eine ziemlich bunte Reihe von Strophen und Melodien, teilweise sogar den einzelnen Rollen angepaßt; einfache Weisen und zierliche, künstlich gefügte mehrstimmige Sätze wechseln nach Begabung und Bildung der Komponisten. An den Texten wäre nichts verloren gewesen, es sind fast lauter zotige Harlekinaden.

Schade, daß gerade die Musik zum Teil in einer ganz unmöglichen Gestalt gegeben ist; hätte sich der Herausgeber dazu nicht mit einem Musikhistoriker verbinden können?

*) In der zweiten Hälfte des ältern Wortes Schachzabel (Schachbrett) das lateinische tabula zu erkennen, wird der Verfasser abgehalten „wegen gewaltsamer Lautänderung.“ Also von Lautverschiebung keine Ahnung!

